

KELLI ESTES
Die Seideninsel



GOLDMANN

Lesen erleben

Kelli Estes

Die
Seideninsel

Roman

Deutsch
von Elvira Willems

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »The Girl Who Wrote in Silk«
bei Sourcebooks Landmark, Naperville, Illinois.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf
spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2016
Copyright © der Originalausgabe 2015 by Kelli Estes
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Published by arrangement with Kelli Estes
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: FinePic®, München
Redaktion: Marion Voigt
BH · Herstellung: Str.
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48430-0
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meinen Mann Chad.
Ohne dich wäre ich nicht ich.

Prolog

SONNTAG, 7. FEBRUAR 1886 – KURZ NACH SONNENUNTERGANG
PUGET SOUND, WASHINGTON TERRITORY

Liu Mei Lien spürte das Beben des Dampfschiffes unter ihren Füßen. Oder war es ihr Zittern, das sich auf die Decksplanken übertrug?

»Du hast keine Wahl«, zischte der Vater. Bevor sie begriff, wie ihr geschah, stieß er sie an die kalte Metallreling. »Steig da rauf, Mei Lien.«

Entsetzt sah sie ihren Vater an. Sie hatte ihm immer fraglos gehorcht. Doch jetzt? »Ich kann nicht.« Sie drückte eine Hand auf die Brust, da, wo ihr Herz klopfte, und spürte das Täschchen mit den Münzen unter den Bandagen. »Bitte nicht!«

Seine Züge wurden hart. »Enttäusch mich nicht, Tochter. Tu's. Mach schon.«

Sein Tonfall vertrieb Mei Liens Angst gerade so lange, dass sie ihre eigene Stimme der Vernunft hören konnte. Ja, der Vater hatte recht. Sie hatte keine Wahl.

Bibbernd erklomm sie die Reling, setzte sich auf die oberste Strebe und hielt sich an dem nassen Metall fest. Unter dem rechten Handteller spürte sie eine Unebenheit, wo eine abgeplatze Stelle überstrichen worden war. War diese Stelle das Letzte, was sie vor ihrem Tod berühren würde?

Bevor sie noch etwas sagen konnte, legte der Vater ihr die Hände auf den Rücken und stieß sie vom Dampfer.

»*Bàba!*«, schrie Mei Lien, und ihr Ruf hallte nach, wäh-

rend sie stürzte. Dann tauchte sie in die bitterkalten Fluten, und es verschlug ihr den Atem. Eisige Finger zogen sie in den Abgrund.

Irgendwie fand sie die Kraft zu kämpfen. Strampelnd und sich ins Wasser krallend zog sie sich nach oben. Ihre Lunge brannte.

Kaum tauchte sie mit dem Kopf aus dem Wasser, holte sie in vollen Zügen Luft, immer wieder von Hustenstößen geschüttelt. Nachdem es ihr gelungen war, sich das Wasser aus den Augen zu wischen, sah sie, dass das Schiff gefährlich nah an ihr vorbeifuhr. Der Vater stand an der Reling, aber mit dem Rücken zu ihr, als hätte er nicht soeben grausam sein einziges Kind hinuntergestoßen, womöglich in den Tod.

Eine Welle platschte über Mei Liens Gesicht, und sie ging wieder unter. Inzwischen waren ihre Gliedmaßen steif, und bei einer Wassertemperatur knapp über dem Gefrierpunkt begannen ihre Muskeln zu krampfen. Ihr Instinkt übernahm die Führung, ließ ihre Füße treten und ihre Arme den Körper vom Schiff fortziehen, wie ihr Vater es sie vor Jahren gelehrt hatte. Sie schaltete den Verstand aus und schwamm, ohne zu ahnen, wohin.

Ihr Kopf pochte vor Kälte. Bei jedem Schwimmzug sehnten ihre Glieder sich schmerzhaft danach, auszuruhen und dem Sog von unten nachzugeben, der Wohlbehagen und Wärme versprach.

Ein letztes Mal blickte Mei Lien zum Schiff hinüber, doch es war kaum mehr als ein ferner, verschwommener Lichtfleck, der immer kleiner wurde.

Sie hatte ihre Familie verloren. Sie hatte ihr Leben verloren. Was spielte es noch für eine Rolle, wenn sie dem Sog des Wassers jetzt nachgab?

Erschöpft hörte Mei Lien auf zu kämpfen und ließ sich in die frostige Umarmung des Wassers sinken, das sie in die Geisterwelt tragen sollte. Sie sah sogar, wie der Tod nahte. Als riesiges schwarzes Seeungeheuer stieg er aus dem Wasser auf und bohrte ein grelles gelbes Auge in ihren schmerzenden Kopf. In dem Augenblick, da das Ungeheuer sie packte, wurde ihr Geist von einer Leere überwältigt.

Und Mei Lien hieß die Leere willkommen.

1

SONNTAG, 27. MAI – HEUTE
SAN JUAN ISLANDS, WASHINGTON

Inara Erickson stand zusammen mit ihrer Schwester an der Reling und sah zu, wie das Kielwasser der Fähre im Vorüberfahren gegen Decatur Island klatschte. Eine kalte Windböe erfasste sie, und eine Duftmischung aus sonnenwarmen Zedern, feuchtem Moos und würzigem Salz stieg ihr in die Nase. Im Nu reisten ihre Gedanken ein Stück voraus zum Anwesen ihrer Familie und zu allem, was sie dort vor vielen Jahren hinter sich zurückgelassen hatte.

Doch sie war noch nicht bereit, sich den Erinnerungen zu stellen, und so schob sie sie fort und wandte sich ihrer älteren Schwester zu, in dem Versuch, das zittrige Gefühl in ihrem Bauch zu ignorieren. »Liv, ist dir warm genug? Wenn du willst, können wir auch reingehen und eine Tasse Kaffee trinken.«

Der Wind zupfte eine lange blonde Haarsträhne aus Olivias Haarknoten. Sie schob sie sich hinters Ohr und hob das Gesicht der für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Sonne entgegen. »Auf gar keinen Fall, das ist doch himmlisch.« Trotz ihrer Worte raffte sie die Jacke enger um sich und zog die Schultern hoch gegen den beißend kalten Wind vom Wasser.

»Danke, dass du mich begleitest. Meinst du, Adam kommt allein mit den Kindern klar?«

Olivia bedachte Inara mit einem Augenaufschlag, der

sagte, dass sie sich heute keine Sorgen um ihre Familie machte. »Die kommen schon zurecht. Ich freue mich, dass du mich gefragt hast, ob ich mitfahre. Nicht zu fassen, dass es neun Jahre her ist, seit wir das letzte Mal da waren.«

Inara nickte und richtete den Blick auf einen Schwarm Schweinswale, die mit der Fähre um die Wette schwammen. Ihre schwarzen gebogenen Leiber tauchten rhythmisch aus den sonnenbeschienenen Wellen und wieder hinein. »Ich hätte Tante Dahlia besuchen sollen, als sie noch lebte, aber ...« Sie zuckte die Achseln, denn sie wusste nicht recht, was sie sagen sollte. »Keine Ahnung. Es war wohl zu schwer.«

Olivia legte Inara den Arm um die Schultern und drückte sie. »Ging mir doch auch so ... Es war leichter wegzugehen und sich etwas Neuem zuzuwenden.«

Inara schluckte und wollte noch etwas sagen, doch da platzte eine lärmende Gruppe Kinder aus einer Seitentür. Ein Junge, ungefähr zehn Jahre alt, zeigte auf einen Schweinswal und rief: »Seht mal! Ein Killerwal!«

Inara grinste ihre Schwester an. Sie hatten als Kinder die Sommer immer auf Orcas Island verbracht und fühlten sich anderen überlegen, weil sie natürlich viel mehr über Flora und Fauna der Inseln wussten. Schon damals hatten sie sich über Touristen wie diese Kinder amüsiert, die glaubten, an der Fährschiffroute könnten Orcas zu sehen sein. Die Einheimischen wussten, dass die Wale sich westlich der San Juan Islands in der Haro-Straße aufhielten.

»Der ist aber mickrig.« Ein Mädchen, kleiner als der Junge, ihm aber sonst wie aus dem Gesicht geschnitten, stemmte die Fäuste in die Seiten. »Bist du dir sicher, dass das ein Killerwal ist?«

Ihr Bruder spottete, wie nur Brüder spotten können. »Ich bin doch nicht blöd.«

In dem Augenblick stupste Olivia Inara mit dem Ellbogen an und zeigte auf eine Kanalmarkierung, auf deren rostigem Eisen ein fatter Seehund hockte.

Inara hatte das Gefühl, als wäre überhaupt keine Zeit vergangen. So wie die Fähre zwischen die Inseln glitt, so glitt sie zurück in das Leben, das sie zurückgelassen hatte und das sich überraschend behaglich anfühlte. Der einzige Unterschied war, dass sie ihre Schwester heute als ihre Freundin betrachtete, während die acht Jahre Altersunterschied ihnen damals unüberbrückbar erschienen waren.

Inaras Handy vibrierte in ihrer Jackentasche, und sie holte es heraus, um den Anruf entgegenzunehmen, dankbar, dass die Kinder nach vorn gingen und es auf dem Seitendeck wieder ruhiger wurde. »Nate«, sagte sie zu Olivia, bevor sie das Handy ans Ohr hob. »Hallo, großer Bruder, rate mal, wo Liv und ich gerade sind.«

»Portland?«

»Nein, näher.« Sie musste die Stimme heben, um den Motorenlärm der Fähre zu übertönen.

»Vancouver?«

»Nein. Wir sind auf der Fähre nach Orcas.«

Schweigen. Dann ein Räuspern. »Geht es dir gut?«

»Ja«, antwortete sie, auch wenn sie sich nicht ganz sicher war, ob es stimmte. Doch Nat verstand auch so, wie schwer es für sie war, zum ersten Mal auf die Insel zurückzukehren. »Olivia lenkt mich ab.«

»Gut. Hey, ich habe eine Frage an euch beide. Ich bin hier bei Dad, und wir würden gern den Termin für die Eröffnung des Duncan Campbell Memorial Parks festnageln. Da der Bürgermeister in der Woche davor nicht in der Stadt ist, denken wir an den 6. Oktober. Ginge das bei euch?«

Duncan Campbell war ihr Urururgroßvater mütterlicherseits und der Mann, der auf eigene Faust den Seehandel in Seattle begründet hatte. Als er Ende des 19. Jahrhunderts aus Schottland eingewandert war, kam er in eine matschige Holzfällerstadt und baute hier praktisch aus dem Nichts eine Schifffahrtsgesellschaft auf. Durch sein Wirken wurde Seattle als bedeutender Handelshafen bekannt. Wäre Duncan Campbell nicht gewesen, hätte der Ort es womöglich niemals auf die Landkarte geschafft, und die Bewohner von Seattle wussten das. Sie hatten nicht nur Gebäude nach ihm benannt, sondern im Museum of History and Industry sogar eine ganze Abteilung. Sein Erfolg ermöglichte es Duncan, auf der Insel das Familienanwesen zu gründen, das er nach seiner Heimatstadt in Schottland »Rothesay« nannte.

»Wird dann Duncans Statue enthüllt?«, fragte sie. Ihr Vater hatte vor einem Jahr eine Bronzeskulptur in Auftrag gegeben, die an prominenter Stelle den neuen öffentlichen Park nahe dem Kreuzfahrtterminal schmücken sollte. Inaras Vater leitete die von Duncan gegründete Firma, Premier Maritime Group – oder PMG –, seit er sie vor mehr als zehn Jahren von seinem Schwiegervater übernommen hatte. Er führte die Firma mit großem Erfolg und betrieb inzwischen auch Kreuzfahrtlinien nach Alaska, Mexiko und in die Karibik.

»Ja. Also, dann am sechsten?«

»Bleib kurz dran.« Sie nahm das Handy vom Ohr, um ihren Kalender aufzurufen und Olivia von den Plänen zu unterrichten. Olivia nickte. »Uns beiden passt es am sechsten«, erklärte Inara ihrem Bruder.

Über die Lautsprecher der Fähre ertönte ein lautes Hupen, gefolgt von der Durchsage, dass die Passagiere, die auf

Orcas Island aussteigen wollten, sich zu ihren Fahrzeugen begeben sollten.

»Ich muss«, sagte Inara zu Nate und wandte sich mit Olivia der Tür zu, die nach drinnen führte.

»Warte. Dad will wissen, ob er den Makler anrufen und die Unterlagen vorbereiten lassen soll.«

Inara lächelte in sich hinein. »Sag ihm, ich hab alles im Griff, aber trotzdem danke.« Ihr Vater machte kein Geheimnis daraus, wie erleichtert er war, dass sie das Anwesen verkaufen wollte, für das sich keiner von ihnen interessierte.

»Viel Glück heute. Lass mich wissen, wie es gelaufen ist.«

»Mach ich.« Sie legte auf und ging mit Olivia die grüne Eisentreppe hinunter aufs Parkdeck, wo der alte BMW stand, den sie schon seit dem Highschoolabschluss fuhr. Durch die Windschutzscheibe sahen sie Orcas Island immer näher kommen. Ihr Herz klopfte mit jeder Sekunde schneller, zwischen ihren Brüsten sammelte sich der Schweiß.

Mit hundertachtundvierzig Quadratkilometern war Orcas zwar die größte Insel des San-Juan-Archipels in der nordwestlichen Ecke von Washington State, doch mit nur fünftausend Bewohnern mit festem Wohnsitz nicht gerade dicht besiedelt. Der Fähranleger in Orcas Village befand sich am unteren Ende des linken Arms der hufeisenförmigen Insel, die sich um einen fjordähnlichen Sund bog, den East Sound. Das hieß, dass Inara den einen Arm der Insel hochfahren musste, bis dahin, wo die nach dem Sund benannte Stadt Eastsound lag, und dann am rechten Arm noch einmal ein Viertel der Strecke hinunter nach Rothesay. Auf dieser Fahrt würde sie an der Unfallstelle vorbeikommen.

Es war ein Fehler. Sie hätte jemand anderen herschicken sollen, der sich das Haus anschaute und die persönlichen Besitztümer ihrer mit siebenundneunzig verstorbenen Tante Dahlia zusammenpackte. Ein einziger Anruf hätte gereicht, um einen Makler zu beauftragen, dann könnte sie an diesem Tag zu Hause in Seattle sein, in Frieden. Sie hatte genug am Hals, schließlich würde sie in zwei Wochen eine neue Arbeitsstelle antreten.

Olivia hatte ihre Panik wohl bemerkt. »Es ist alles gut, Inara. Ich bin hier. Wir stehen das zusammen durch. Hab keine Angst.«

Bei ihren Worten fühlte Inara sich wie ein Kind, das auf Olivias Untersuchungsliege gleich eine Impfung bekommen würde, doch sie musste zugeben, dass der tröstliche Tonfall seine Wirkung tat. Sie sah ihre Schwester an. »Hast du denn überhaupt keine Angst? Du warst doch seitdem auch nicht mehr hier.«

»Doch, ein bisschen schon.« Olivia blickte auf die Bremslichter des Wagens vor ihnen, die gerade aufschienen – das Signal, dass sie dran waren, den Motor anzuwerfen und von der Fähre zu fahren. »Erzähl mir von deinem neuen Job. Im März die Uni abgeschlossen und jetzt kurz davor, bei Starbucks Karriere zu machen. Ich wette, du bist ganz schön aufgeregt.«

Inara ließ sich darauf ein, dass ihre Schwester sie abzulenken versuchte, während sie den Wagen vorsichtig von der Fähre lenkte. »Ja, scheint mir auch so. Ich steige im Supply Chain Management ein. Habe ich dir erzählt, dass sie mich in den ersten drei Monaten vielleicht schon nach Italien schicken?«

»Und warum scheint es dir dann nur so, dass du aufgeregt bist?«

Natürlich war ihrer Schwester der Patzer nicht entgangen. Inara warf Olivia einen leicht missmutigen Blick zu. »Ich weiß, das ist eine tolle Chance«, gestand sie, »und Dad ist schrecklich stolz, dass ich den Job bekommen habe und so ...« Sie suchte nach den richtigen Worten. »Ich weiß bloß nicht, ob es wirklich das Richtige für mich ist.«

»Dann mach ihn ein paar Jahre und such dir dann was anderes. Dad wird das sicher verstehen.«

»Ja«, stimmte Inara ihr zu, wenn auch nicht recht überzeugt. Sie unterhielten sich noch ein wenig über den Job, doch Inara wurde von ihren Erinnerungen abgelenkt.

Die Orcas Road sah aus wie immer, und das Sonnenlicht, das durch die Bäume fiel, warf gefleckte Schatten auf die Windschutzscheibe. Durch den Wald erhaschte sie hier und da einen kurzen Blick auf Strandhütten und millionenschwere Villen. Unbefestigte Auffahrten waren oft der einzige Hinweis darauf, dass hinter den Bäumen noch Anwesen lagen. Sie kurbelte das Fenster herunter und nahm den Duft wahr, den ihr Kopf zwar vergessen, an dem ihre Seele jedoch festgehalten hatte – sonnenwarme Erde, blühende Brombeersträucher, Salzwasser. Als sie ihn einsog, spürte sie, dass sich in ihr etwas verschob, wie ein Puzzlestück, das an die richtige Stelle rückt.

Sie atmete immer noch in tiefen Zügen, als sie über die Anhöhe fahren und an die Ecke gelangten, wo ihre Mutter ums Leben gekommen war. Der Anblick raubte Inara jäh den Atem.

»Fahr einfach weiter«, murmelte Olivia. »Es ist alles gut.«

Inara war fünfzehn gewesen, als ihre Mutter an dieser Ecke bei einem Verkehrsunfall den Tod gefunden hatte. Die Polizei sagte, es müsse etwas auf der Straße gewesen sein, ein Reh oder ein Waschbär, und ihre Mutter habe

wohl beim Versuch auszuweichen die Kontrolle verloren. Doch Inara wusste, dass ihre Mutter eine extrem aufmerksame Autofahrerin war. Niemals hätte sie die Kontrolle über den Wagen verloren, wäre sie nicht aufgeregt und abgelenkt gewesen, weil sie und Inara kurz vorher heftig gestritten hatten.

Olivia verstand das nicht. Jedenfalls nicht richtig. Sie war dreiundzwanzig, bereits verheiratet und in der Ausbildung zur Fachärztin, als es passierte. Sie war nicht in Rothesay, als der Sheriff mit kreisendem Blaulicht vorgefahren kam und den regendurchweichten Hut mitfühlend an die Brust gedrückt hielt.

Inara fuhr langsamer, viel langsamer als die erlaubten fünfundsiebzehn Stundenkilometer, und konzentrierte sich ganz aufs Atmen, während sie versuchte, auf nichts anderes zu achten als auf den Teerbelag vor sich.

Doch dann schoss ihr Blick zum Straßenrand.

An der riesigen Zeder waren keine Spuren des Unfalls zurückgeblieben. Brombeerranken und Wildblumen wuchsen üppig und unberührt, als wäre hier nie etwas passiert. Als hätte kein Auto den Baum gerammt und den zerfetzten Körper ihrer Mutter an die raue Rinde geschleudert.

Der Fahrer hinter ihnen hupte, und Inara merkte, dass sie mitten auf der Straße stehen geblieben war. Nervös hob sie entschuldigend die Hand, lenkte vorsichtig um die Kurve und beschleunigte. Eine schwarze Geländelimousine bretterte an ihr vorbei und schoss davon. Ihre Finger krampften sich ums Lenkrad.

»Vielleicht solltest du an den Rand fahren.«

Ohne etwas darauf zu sagen, folgte Inara dem Vorschlag ihrer Schwester und steuerte die nächste gekieste Parkbucht an. Dort schloss sie die Augen und lehnte die Stirn

ans Lenkrad. Nach diesem schrecklichen Tag war sie mit ihrem Vater zurück nach Seattle gefahren und hatte sich große Mühe gegeben, wieder ein normaler Teenager zu sein, doch alles war anders gewesen. Normale Teenager waren nicht für den Tod ihrer Mutter verantwortlich.

Auch Nate war schon auf dem College gewesen, sodass nur Inara und ihr Vater zu Hause waren – zwei Schiffe, die mit kaputten Schiffsschrauben auf dem Strom des Lebens trieben, unfähig, den Weg an die Küste zu finden. Und so hatte Inara sich an ihren Vater geklammert und an das, was er sich für sie erträumte. Nach der Highschool studierte sie BWL, um ihn glücklich zu machen, obwohl ihr eigentlich etwas anderes mehr lag, zum Beispiel Anthropologie oder Geschichte.

»Ich weiß, dass es schwer ist, aber bis hierher hast du es schon geschafft.« Olivia rieb Inara den Rücken und sprach leise mit ihr, wie mit ihrer dreijährigen Tochter, wenn die einen Trotzanfall hatte. »Soll ich weiterfahren?«

Es half. An der Stimme ihrer Schwester konnte Inara sich festhalten und aus dem Abgrund ziehen, der sie verschlungen hätte, wäre sie allein hier gewesen. Sie atmete noch einmal tief durch, hob den Blick und richtete ihn durch die Windschutzscheibe nach vorn, erleichtert, dass ihr die Straße nicht mehr unpassierbar erschien. Sie konnte weiterfahren. So weit war sie schon gekommen, wie Liv gesagt hatte, und sie würde auch die nächsten Schritte tun, nicht weil sie ein Haus geerbt hatte, um das sie sich kümmern musste, sondern weil es an der Zeit war, sich der Vergangenheit zu stellen und nach vorn zu sehen. »Es geht mir besser.«

Sie lenkte das Auto wieder auf die Straße und blickte im Rückspiegel ein letztes Mal auf die Kurve, bevor sie sich entschlossen auf den Weg konzentrierte.

Vor ihr lag Rothesay. Mit all den notwendigen Entscheidungen um das marode Haus, das Dahlia ihr hinterlassen hatte. Inara war bei der Verlesung des Testaments sehr überrascht gewesen, und doch klang es irgendwie logisch. Dahlia war die Großtante ihrer Mutter, aber sie und Inara hatten einander sehr nahegestanden. Von den drei Geschwistern ihrer Generation war Inara diejenige, die die Insel am meisten geliebt und folglich auch so viel Zeit wie möglich bei Dahlia verbracht hatte. Die größte Überraschung enthielt jedoch der nächste Absatz des Testaments, in dem Dahlia den Wunsch zum Ausdruck brachte, das Haus solle zu einem Bed & Breakfast umgebaut werden, damit Rothesay wieder von Freude und Leben erfüllt werde.

Ein B&B? Natürlich hätte Inara Dahlia gern ihren letzten Wunsch erfüllt, doch sie musste sich jetzt, wo sie endlich ihren Magisterabschluss hatte, um ihre Karriere kümmern. Dahlia hätte sicher verstanden, dass sie die Einkünfte aus dem Verkauf des Hauses brauchte, um ihr Studiendarlehen zurückzuzahlen, und dass sie kein B&B führen konnte, um die Träume eines anderen Menschen zu erfüllen. Die erste Rate für das Darlehen war im September fällig. In wenigen Monaten.

Zu schade, dass sie das Haus nicht behalten konnte, um es wieder als Ferienhaus zu nutzen, wie ihre Familie früher. Dahlia hatte das ganze Jahr über mit ihrer Partnerin Nancy in Rothesay gelebt und ihnen erlaubt, Haus und Grundstück in den Ferien zu nutzen – genau wie schon Inaras Eltern und Großeltern. Dort war die Familie an Feiertagen zusammengekommen, und dort hatten Inara und ihre Geschwister den Sommer verbracht, während die Eltern in Seattle arbeiteten. Ihre Mutter hatte den Juli immer freigegeben, um ihn, wie die meisten Wochenenden, mit ih-

nen auf der Insel zu verbringen. Wenn sie Freitagabend kam, versammelten sie sich am Strand ums Lagerfeuer.

Rothesay als Ferienhaus für die Familie zu behalten wäre ihr logisch erschienen, aber als Bed & Breakfast? Verrückt.

Inara und Olivia hatten die frühe Fähre genommen, und so war es erst kurz vor neun, als sie die zwei Steinsäulen an der Zufahrt von Rothesay passierten. Inara bog in die kurvenreiche, von Wald gesäumte Einfahrt ein, und die Schwestern hielten Ausschau nach dem Haus. Als Inara es sah, stöhnte sie auf.

Das Anwesen machte einen vernachlässigten Eindruck. Sie hatte gehofft, sie könnte etwas von ihrer Mutter und Tante Dahlia hier spüren, doch das Ganze wirkte trostlos. Ihr schnürte sich die Kehle zu, und sie fror trotz der kräftigen Morgensonne. Sie parkte vor dem Springbrunnen, der einst ein Paradiesstück gewesen war, jetzt aber trocken dalag, grün von Moos. »Vermutlich ist es Dahlia irgendwann über den Kopf gewachsen.«

»Ja«, pflichtete Olivia ihr bei und stieg aus. »Wir hätten herkommen und ihr helfen sollen, statt uns am Telefon erzählen zu lassen, sie käme zurecht.«

Erst als Erwachsene hatte Inara begriffen, dass Dahlia und Nancy ein Paar waren. Über so etwas wurde in der Familie nicht gesprochen, aber es war sicher der Grund, warum Dahlias Vater sie auf der Insel versteckt hatte, weit weg von dem Klatsch und Tratsch der Gesellschaft der dreißiger Jahre in Seattle. Doch Dahlia hatte die Insel geliebt. Ihr Wunsch, hier zu sein, war wohl genauso stark wie der Wunsch ihres Vaters, sie irgendwo zu verstecken.

Inara stieg aus und ging um das Auto herum, bis sie neben Olivia stand und das Haus betrachtete, das sie ihr Leben lang für selbstverständlich genommen hatten. Das

Vogelgezwitscher aus dem Wald ringsum linderte den Schmerz in ihr, und schließlich hob sich der Schleier der Enttäuschung vor ihren Augen. Sie war überrascht, als sie am Rand der geteerten Einfahrt frischen Grasschnitt entdeckte.

Hier hätte in den vier Wochen seit Dahlias Tod eigentlich niemand sein sollen. Wer hatte den Rasen gemäht?

»Komm, wir gehen rein.« Olivia schritt auf die doppel­flügelige Haustür zu.

Inara zögerte noch eine Minute, während sie den Blick über das Haupthaus schweifen ließ. Jetzt erfasste sie eine vertraute Aufregung. Wenn sie die Augen zusammenkniff, konnte sie an der abblätternen Farbe und der durchhän­genden Veranda vorbei das Herz dieses Ortes sehen, seinen Zauber und das Versprechen künftiger Abenteuer.

Adrenalin setzte ihre Füße in Bewegung, und sie folgte ihrer Schwester. Sie war wieder das kleine Mädchen am An­fang der Sommerferien, das am liebsten alles gleichzeitig gemacht hätte. Doch sie zwang sich, langsam zu gehen, um alles richtig in sich aufzunehmen.

Das Haupthaus im Neokolonialstil ragte stattliche drei Stockwerke auf, mit weißen Säulen an der breiten Veranda und geschwungenen Stufen, die die Besucher hineinführten. An den beiden vorderen Ecken des Hauses verbanden gebogene zweistöckige Galerien das Haupthaus mit den kleineren Gebäuden, die links und rechts einander gegen­überstanden. Das Ganze bildete ein breites U, die Einfahrt mit dem Springbrunnen in der Mitte.

Links war die Garage, darüber befanden sich der Bil­lardraum und der Rauchsalon. Rechts lag Dahlias Haus, das erste Gebäude, das auf diesem Grund errichtet worden war. Duncan Campbell hatte es modernisiert, um es naht-

los dem Neubau anzupassen, einschließlich der Säulen an der winzigen Veranda vor dem Eingang. Eigentlich müsste Dahlia noch mit einem dampfenden Becher Tee auf dieser Veranda sitzen.

Bitte bereute Inara das Versäumte. Sie hätte vor langer Zeit schon erkennen müssen, wie wichtig Tante Dahlia für sie war. Sie hätte einen Weg finden müssen, Zeit mit ihr zu verbringen, egal wie schwer es ihr fiel, auf die Insel zurückzukehren. Dahlia hatte sich Sommer für Sommer um sie und ihre Geschwister gekümmert. Und Dahlia hatte sie auch gehalten in jener schrecklichen Nacht nach dem Tod ihrer Mutter.

Doch schon lange davor hatte Inara sehr an Dahlia gehangen, mehr als an ihren Großeltern. Dahlia nahm sie mit, wenn sie im Garten Unkraut jätete oder im Wald Beeren sammelte. An Regentagen baute sie für Inara Häuser aus Bettlaken, an Sonnentagen flocht sie Wildblumenkränze, dazwischen backte sie Kekse und Kuchen und warf eine Münze, um zu schauen, wer von ihnen die Rührstäbe ablecken durfte. Inara war überzeugt, dass Dahlia ab und zu gemogelt hatte, damit sie die mit Schokolade selbst bekam.

Hatte Dahlia gewusst, wie sehr Inara sie liebte? Inara war nach dem Unfall fortgegangen und nie zurückgekehrt. Verdammt, sie war nicht mal im letzten Frühjahr gekommen, nach Nancys Tod. Sie hatte sich eingeredet, Dahlia würde verstehen, dass sie es nicht ertrug, an diesem Ort zu sein.

Und doch war sie jetzt hier.

Als Dahlia im vergangenen Monat gestorben war, hatte Inaras Vater ihren Leichnam nach Seattle überführen lassen, wo sie einen Trauergottesdienst abhielten und sie in der Grabstelle der Familie beisetzen. Aber nun auf Rothe-

say, umfängen vom Zauber der Insel, überlegte Inara, ob das nicht ein Fehler war.

Sie hätten sie hier auf der geliebten Insel beerdigen sollen – auf dem Gemeindefriedhof, neben der Frau, mit der sie glücklich zusammen alt geworden war, oder irgendwo auf dem Gelände von Rothesay.

Inara atmete tief durch, drehte sich um, hob den Blick zu dem Berg in seinem immergrünen Waldkleid und versuchte, den Druck in ihrer Brust zu lösen, indem sie an etwas anderes dachte als an Dahlia. Von hier aus versperrten die Bäume die Sicht auf das Haus der Nachbarn auf der anderen Straßenseite, was ihr das Gefühl gab, nichts trennte sie von den steilen Hängen des Mount Constitution, der über dem Wasser des East Sound aufragte.

Irgendwann würde sie zu dem Aussichtsturm oben auf dem Berg fahren, wie sie es als Kinder gern gemacht hatten. Doch heute zog sie es vor, sich an seinem Fuß geborgen zu fühlen, sicher vor allem und jedem. Als gäbe es nur sie, den Berg, das Wasser und den Wald, und solche Sachen wie Studiendarlehen und neue Jobs würden gar nicht existieren.

Wieder spürte sie ein Ziehen im Bauch. Der Zauber von Orcas. Heute spürte sie ihn, auch wenn die Erinnerungen an das Verlorene ihr Herz umwölkten.

Je länger sie hier war, desto mehr fühlte sie sich wie eine Schlange, die sich häutete, als fiele etwas Enges, Einschnürendes von ihr ab. Neun Jahre lang hatte sie sich ganz auf ihr Studium und ihre berufliche Zukunft konzentriert und jetzt, da die Zukunft da war, wollte sie sich am liebsten in die tröstliche Vergangenheit zurücksinken lassen. Auf dieser Insel. An diesem Ort, der für sie mehr ein Zuhause war als das Haus ihres Vaters in Seattle.

Wie es wohl als Bed & Breakfast wäre?

Sie schüttelte den Kopf und folgte Olivia zur Haustür, wo sie den Schlüssel aus der Handtasche holte und ins Schloss steckte. Sie musste ein wenig ruckeln, doch schließlich ließ er sich drehen und das Schloss klickte.

Auf ein sanftes Drücken schwang die Tür auf, und die Schwestern traten zusammen auf die fleckigen Eichendiehlen des Treppenabsatzes zwischen dem Erdgeschoss und dem ersten Stock. Selbst in dem matten Licht, das durch die offene Tür in ihrem Rücken und durch das Oberlicht hereinfiel, konnte Inara die Stufen zu der großen Halle hinuntersehen, an deren Ende hinter vorgezogenen Vorhängen die Hintertür lag. Obwohl alles mit einer Staubschicht bedeckt war, offenbarten Narben und Kratzer im Holz, dass die Treppe und die Böden aufgearbeitet werden mussten.

»Wer ist zuerst im Eckschlafzimmer?«, neckte Olivia, ohne sich jedoch auf die Treppe zuzubewegen.

Inara lachte über die Erinnerung an ihre Kindheit, tastete nach den Lichtschaltern neben der Tür und schaltete alle ein. Als die Lampen in den oberen Galerien angingen, hob sie den Blick zu der Reihe von Schlafzimmertüren auf der rechten Seite. »Ich schlafe heute Nacht in Dahlias Haus, und wenn ich den ganzen Staub hier sehe, möchte ich wetten, dass du das auch machst.«

Im Eiltempo fegten Olivia und sie durch die Haupthalle, zogen Vorhänge auf und öffneten Verandatüren, um Luft und Sonne hereinzulassen, und entfernten Schonbezüge von Antiquitäten, für die sie als Kinder keinen Sinn gehabt hatten.

»So sieht es schon eher nach Rothesay aus«, sagte Olivia, die Hände in die Seiten gestemmt, als sie die lange Halle

überblickten, in der sich zwei Haufen staubiger Laken auf dem Boden türmten.

»Ja, viel besser«, pflichtete Inara ihr bei, doch ihr Blick ging nach oben. »Bis auf eines.« Sie lief die Treppe rauf und sprintete die Galerie hinunter bis zur Rückseite des Hauses mit der offenen Sitzecke, wo die Damen nachmittags ihren Tee einzunehmen pflegten und sich die Zeit mit Stricken und Klatsch vertrieben. Sie zog die Vorhänge auf. Der Ausblick verschlug ihr den Atem.

Er war einfach unglaublich. Von der Terrasse hinter dem Haus erstreckte sich grüner Rasen – von einer geheimnisvollen Person frisch gemäht wie der vor dem Haus – bis zu einem Streifen Naturwald, gefolgt von den Felsen, die steil in den Sund abfielen. Das Wasser funkelte zwischen den Fichten, Zedern und Amerikanischen Erdbeerbäumen und lockte Inara fort von ihrem Inspektionsgang durch das Haus. Sie sollte sich auf die schwarzen Felsen am Strand setzen, wo das Wasser, voller Seetang, sie nicht erreichte. Dort könnte sie sich ganz ihren Sinnen hingeben und wäre, endlich einmal, lebendig.

Wo kam denn der Gedanke her? Sie war nicht tot gewesen in den letzten Jahren, sie war nur damit beschäftigt, ihr Studium abzuschließen und etwas aus sich zu machen.

Mit einem Kopfschütteln wandte sie sich von den Fenstern des Wohnbereiches ab. Aber sie nahm sich fest vor, auf jeden Fall noch ans Wasser zu gehen, bevor sie am nächsten Tag die Fähre nach Hause nahmen.

Ohne die Laken über den Möbeln zu beachten, ging Inara zum Geländer der Galerie und blickte hinunter. Olivia war verschwunden, doch mehrere von der Haupthalle abgehende Türen standen offen. Ihre Schwester inspizierte wohl das Erdgeschoss.

Fast hörte sie das Lachen ihrer Familie durchs Haus hallen, die Stimme ihrer Mutter, die rief, sie solle ihre Handtasche holen, denn sie wollten mit den Kajaks zum Mittagessen nach Eastsound fahren. Olivias protestierendes Teenager-Genöle, Nate, der flehte, noch eine Minute mit seiner Freundin telefonieren zu dürfen.

In wenigen Monaten würde Inara den neuen Besitzern die Schlüssel für das Anwesen überreichen und für immer fortgehen. Dicht auf den Fersen dieses Gedankens überkam sie eine Panik, die sie überraschte. Warum scherte es sie? Sie war lange Zeit bestens ohne diesen Ort zurechtgekommen.

Doch sie hatte immer gewusst, dass Rothesay auf sie wartete. Sie wollte, dass ihre Kinder eines Tages die Freunden des Sommers hier kennenlernten. Die Kinder ihrer Geschwister hatten es verpasst, doch sie waren noch jung und konnten noch viele Sommer auf der Insel verbringen. Wenn sie das Haus verkaufte, versagte sie der nächsten Generation ihr Geburtsrecht.

Aber sie musste verkaufen. Sie hatte keine Wahl. Sie musste eine verantwortungsbewusste Erwachsene sein und dieses Haus an jemanden übergeben, der es einer neuen Bestimmung zuführen konnte. Außerdem würde sie mit ihrem neuen Job bald alle Hände voll zu tun haben. Sie hatte keine Zeit, sich um ein Haus zu kümmern, das sie kaum einmal zu sehen bekam.

Inara ging die Treppe hinunter, um ihre Schwester zu suchen, damit sie das ganze Anwesen unter die Lupe nehmen und auflisten konnten, was alles vor dem Verkauf zu richten war.

Drei Stunden später schloss sie die Tür zu Dahlias Küche auf. »Du solltest mit den Kindern mal herkommen, bevor

es verkauft wird«, erklärte sie ihrer Schwester, als sie eintraten, doch dann verharrte sie mitten in der Bewegung. Der Raum umging sie augenblicklich und transportierte sie in die Vergangenheit, während Dahlias Abwesenheit gleichzeitig wie ein Stich ins Herz war. »Ach, du ...«

»Als wären Dahlia und Nancy eben erst rausgegangen«, flüsterte Olivia.

Zahllose Ausgaben der *Seattle Times* quollen aus einem Weidenkorb auf der Resopal-Arbeitsplatte, und den Küchentisch zierte ein Stapel eselsohriger Romane. Neben dem Spülbecken stand ein dicker weißer Teebecher mit einem rosafarbenen Lippenstiftfleck am Rand. Dahlias Rosa. Der Lippenstift in der goldenen Hülse, den sie immer dabei hatte. Das Rosa, das zu der rosafarbenen Strähne passte, die sie sich in dem Sommer, als Inara zwölf geworden war, hatte färben lassen. In all den Jahren seither war Inara nie einer anderen Achtzigjährigen begegnet, die den Mut hatte, sich passend zum Lippenstift die Haare zu färben. Bei dem Anblick brannten Inaras Augen, und sie musste sich abwenden.

Von der Küche führte eine Treppe in den ersten Stock. Zwei flauschige gelbe Pantoffeln warteten an der untersten Stufe auf ihre Besitzerin. Inara drückte eine Ecke des abgewetzten Läufers nach unten, der auf die Treppe genagelt war, sich aber jetzt an den Enden aufrollte.

Der Familienüberlieferung zufolge hatte Duncan Campbell dieses von dem Vorbesitzer erbaute Haus kurz vor Beginn des 20. Jahrhunderts gekauft und darin gewohnt, während er das Haupthaus errichten ließ, in dem er später rauschende Feste feierte.

Andere Geschichten, die nur hinter vorgehaltener Hand weitergegeben wurden, erzählten von den komischen Käuzen der Familie. Wie Duncans Frau. Sie hatte das ganze

Jahr über hier gelebt, während ihr Mann viel Zeit in Seattle verbrachte, wo er die Schifffahrtsgesellschaft führte. Bei ihr – Gretna, wenn Inara sich recht erinnerte – war ein nervöses Leiden diagnostiziert worden, und sie zog es vor, ihre Tage in Frieden auf der Insel zu verbringen, gestört nur durch die Feste ihres Mannes.

Jede Generation hatte ihren eigenen Kauz hervorgebracht, einschließlich Inaras Liebling – Dahlia. Sie war eine entschieden unabhängige junge Frau gewesen, die kein Interesse daran zeigte, sich einen Mann zu suchen oder eine Ausbildung zu machen. So packte sie die Gelegenheit beim Schopf, mit Anfang zwanzig auf die Insel zu ziehen, um die Hausherrin des Anwesens zu werden und ein Leben nach ihrem Gusto zu führen. Soweit Inara wusste, hatte auch Dahlia die Insel nur selten verlassen.

Als Inara jetzt in Dahlias Haus stand, weit weg von den Erwartungen ihres Vaters, ging ihr auf, dass dies der einzige Ort war, wo sie je ermutigt worden war, sie selbst zu sein. Sie hatte das unbehagliche Gefühl, die Nächste zu sein, nun, da Dahlia tot war. Der nächste komische Kauz der Familie.

Wie ließ sich sonst der absolut verrückte Gedanke erklären, der an ihr nagte, seit sie aus dem Auto gestiegen war? Sie wollte hierbleiben. Sie wollte den Job nicht, für den die meisten Menschen über Leichen gehen würden. Sie wollte ihre Tage mit Farben und Putz und allem anderen verbringen, was Olivia und sie gerade aufgelistet hatten, um das Anwesen wieder in Schuss zu bringen.

Ein Lachen entstieg ihrem Mund, bevor sie es kommen spürte, und hallte unvermutet durch den Raum.

Olivia steckte vom Wohnzimmer nebenan den Kopf zur Tür herein. »Was ist so lustig?«

Inara lachte noch einmal, griff nach dem rosa-lila-farbe-

nen Schal, den Dahlia an der Hintertür hängen gelassen hatte, und legte ihn sich um. »Wie sehe ich aus? Wie eine Frau, die ein B&B führen kann?«

Ihre Schwester gluckste belustigt, nein, eher schockiert, und die beiden fingen an zu kichern. »Das ist nicht dein Ernst.«

Inara neigte den Kopf zur Seite und überlegte. »Und wenn doch? Dahlia hat mir den Aktenordner mit den ganzen Plänen und Kalkulationen hinterlassen. Sogar Baupläne für den Umbau. Ich glaube, das Schwerste wäre es, Dad zu sagen, dass ich Starbucks ausschlage.«

Olivia nickte zustimmend und kam ins Zimmer. »Aber wie willst du die Renovierung finanzieren? Und du musst noch dein Studiendarlehen zurückzahlen.«

Inara überlegte. »Vielleicht könnte ich den Job ein paar Jahre machen und an den Wochenenden und im Urlaub hier arbeiten.« Gott, das klang anstrengend.

Olivia nickte, aber ihre Miene verriet deutlich, dass sie nicht überzeugt war. Doch dann zuckte sie die Achseln, ganz die vernünftige Schwester. »Also, das musst du ja nicht gleich entscheiden. Lass uns doch mal den Rest des Hauses anschauen.«

Inara pflichtete ihr bei, drehte sich zu dem CD-Player auf der Arbeitsplatte um und schaltete ihn ein. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass die kreischenden Gitarren von Classic Aerosmith das Haus erfüllen würden, und glotzten einander schockiert an, bevor sie dermaßen anfangen zu lachen, dass Inara, als sie sich endlich so weit erholt hatten, dass sie sich an die Arbeit machen konnten, der Bauch wehtat. Sie wischte sich eine Träne weg, zog den Notizblock mit der Reparaturliste aus der Gesäßtasche und schüttelte den Kopf. Aerosmith. Mann, sie vermisste Dahlia.

Mit Block und Stift in der Hand und zur Musik tanzend machten sie Bestandsaufnahme für das kleine Haus. Eine Stunde später trafen sie sich wieder in der Küche. Inzwischen hatten sie einen Bärenhunger.

»Wir sollten zum Essen in die Stadt fahren«, murmelte Olivia beim Anblick des leeren Kühlschranks. »Irgend ein Nachbar hat das Ding nach Dahlias Tod wohl leergeäumt.«

Inara steckte den Kopf in die Speisekammer. Erdnüsse, Haferflocken, Olivenöl, Balsamico. »Was hältst du von Salzkräckern mit Tee?«

»Fürs Erste gar nicht so schlecht«, antwortete Liv, nahm den Teekessel und füllte ihn an der Spüle.

Dann setzten sich an den Küchentisch, legten die Füße auf einen Stuhl und ließen sich die Kräcker schmecken.

»Ich könnte hier wohnen und Leute anheuern, um das Anwesen wieder flottzumachen«, sinnierte Inara.

Olivia kniff die Augen zusammen. »Du denkst ernsthaft darüber nach, nicht wahr? Und Starbucks?«

Es wäre verrückt, den Job bei Starbucks auszuschlagen. Doch in all den Jahren hatte sich Inara niemals so lebendig gefühlt und so voller Ideen darüber, was sein könnte. Nicht einmal, als man ihr die Stelle anbot. Erst beim Betreten von Rothesay wurde ihr klar, dass sie die ganzen Jahre wie in einem Dämmer Schlaf verbracht hatte. Erst hier war sie aufgewacht. Und sie wollte nicht wieder schlafen. »Ich glaube, dass ich schon lange nicht mehr darüber nachgedacht habe, was ich wirklich will«, antwortete sie schließlich, unsicher, was sie sagen sollte.

»Aber jetzt willst du ein Bed & Breakfast eröffnen?«

»Nein.« Ein Blubbern begann in ihrem Bauch, und sie setzte sich gerade hin, denn vor ihrem inneren Auge tauch-

te eine Vision auf. »Kein Bed & Breakfast. Ein Boutique-Hotel. Ich könnte das hier zum angesagtesten Urlaubsziel im ganzen Pazifischen Nordwesten machen.«

Olivia nickte. Sie schien zu überlegen. Über der Musik, die immer noch aus dem CD-Player kam, hörten sie ein charakteristisches Klingeln. Es kam von oben. Olivia schoss hoch. »Mist, ich glaub, ich hab mein Handy in Dahlias Zimmer liegen lassen.« Sie wollte die Treppe hochlaufen, kam jedoch nicht über die erste Stufe hinaus, weil sie mit dem Zeh an dem aufgebogenen Treppenläufer hängen blieb. Sie stürzte und schlug mit den Schienbeinen hart an die Kante der nächsten Stufe. »Autsch!«

Inara sprang auf. »Ach, du je, alles in Ordnung?«

Olivia drehte sich, bis sie auf der Treppe saß, hielt sich mit den Händen die schmerzenden Schienbeine und bedachte ihre Schwester mit einem aufgebrachtten Blick. »Wenn du hier wohnen willst, musst du aber als Erstes die Stolperfalle da beseitigen.«

Inara hatte sich über ihre Schwester gebeugt, um die Prellungen zu inspizieren, doch jetzt verhartete sie reglos und begegnete dem Blick ihrer Schwester. »Du meinst also, ich soll es machen?« Sie wussten beide, dass sie damit nicht den Treppenläufer meinte.

Olivia nahm Inaras Hand und drückte sie. »Ich finde, du solltest tun, was dich glücklich macht. Für Kaffee hast du doch eh nicht viel übrig.« Sie hielt inne, räusperte sich, ließ Inaras Hand los und rieb sich wieder das Schienbein. »Aber Dad zu überzeugen wird sicher nicht leicht. Ich glaube, er hatte sich gefreut, endgültig einen Schlusstrich unter diesen Ort hier ziehen zu können.«

Inara nickte und wurde augenblicklich ernst. »Ich weiß.« Darüber wollte sie im Augenblick nicht nachdenken. Sie

bedachte den Treppenläufer mit einem finsternen Blick.
»Da muss ich wirklich was machen.«

Während Olivia nach oben ging, um ihr Handy zu holen, packte Inara die aufgerollte Ecke des Läufers und zog kräftig daran. Da er nur noch mit einer Seite an der untersten Stufe befestigt war, hatte sie ihn bald ganz abgerissen. Vor ihr lag goldenes Hartholz, von jahrelangem Gebrauch abgenutzt und verschrammt.

Die zweite Stufe bereitete ihr mehr Probleme. Inara stemmte einen Fuß auf die unterste, den anderen auf die dritte Stufe und zerrte an dem Teppich. In dem Moment kam Olivia die Treppe herunter. Der Läufer gab ein wenig nach, was Inara ermutigte, es weiter zu versuchen.

»Ich schau mal, ob ich einen Klauenhammer finde«, erbot Olivia sich und ging um sie herum.

Doch Inara hatte keine Lust zu warten. Sie nahm alle Kraft zusammen und zog noch einmal. Diesmal löste sich der Teppich mit einem Ruck. Und als sie den Blick nach unten richtete, sah sie, dass die gesamte Stufe daran hing. Wo die zweite Stufe hingehörte, klaffte ein dunkles Loch.

»Warum hast du nicht gewartet?« Olivia wandte sich dem Schrank zu, in dem sie einen Hammer vermutete.

Seufzend wollte Inara die Stufe zurücklegen und es jemand anderem überlassen, sich um den Läufer zu kümmern, doch da fiel ihr in dem Loch etwas auf. »Da drin ist was.«

»Wahrscheinlich ein Mäusenest.«

Bei der Vorstellung schauderte es Inara. »Vergiss den Hammer. Ich brauche eine Taschenlampe. Und Gummihandschuhe.« Unter gar keinen Umständen würde sie mit bloßen Händen in ein Mauseloch fassen.

Einen Augenblick später kehrte Olivia mit dem Ge-

wünschten zurück und reichte es stumm Inara, doch nicht ohne einen »Du bist verrückt«-Blick in Richtung des Lochs.

Inara streifte die Handschuhe über, kniete sich auf die unterste Stufe und leuchtete mit der Taschenlampe hinein.

Unter einer Schicht aus Staub und Spinnweben und, ja, Mäusekot – igitt – lag irgendein Bündel. Eindeutig von Menschenhand gemacht. Nicht von einem Nagetier.

Doch die Maus, die für den Kot verantwortlich war, befand sich womöglich in der Nähe.

Inara hatte Angst hineinzugreifen, doch sie konnte das Bündel auch nicht einfach liegen lassen, ohne zu wissen, was es war. Also hielt sie die Luft an und schob die Hand langsam in das Loch.

Das Bündel war weich. Und überraschend leicht.

»Was ist es?« Sie spürte Olivias Atemzüge im Nacken.

»Pass auf.« Inara schnappte sich rasch das Bündel und holte es aus seinem Versteck. Eingedenk der Mäuse hielt sie es weit von sich und drehte sich zum Tisch um, während Olivia mit einem Rums die Treppenstufe wieder an Ort und Stelle platzierte.

Mit der freien Hand schnappte sich Inara einen Packen alter Zeitungen aus dem Korb auf der Arbeitsplatte, breitete sie auf dem Küchentisch aus und legte das schmutzige Bündel darauf.

Was auch immer es war, es war in ein Tuch eingeschlagen und mit brauner Kordel verschnürt, quadratisch und nicht größer als eine Zuckermelone. Inara zupfte an der Kordel. Sie glitt durch ihre Finger, ohne sich aus dem Knoten zu lösen.

»Da.« Olivia reichte ihr aus dem Messerblock auf der Arbeitsplatte ein Vorlegemesser.

Bald hatte Inara die Kordel aufgeschnitten und das fleckige Öltuch auseinandergefaltet.

Darunter kam ein gelb und blau kariertes Stoff zum Vorschein. Das war doch sicher nicht alles. »Wer verschnürt denn ein Stück Stoff und versteckt es dann?«

»Vielleicht ist etwas Kostbareres darin eingewickelt, zum Beispiel eine mit Edelsteinen besetzte Halskette.« Olivia trat so dicht neben sie, dass Inara die Kokos-Körperlotion ihrer Schwester riechen konnte.

»Oder vielleicht eine Börse voll Gold oder ein Tagebuch voller interessanter Geheimnisse.« Inara begegnete Olivias aufgeregtem Blick und wusste, dass sie beide an die Schatzsuchen dachten, die Tante Dahlia für sie ersonnen hatte, als sie Kinder waren.

»Mach's auf«, drängte Liv.

Inara streckte schon die Hand aus, doch als sie sah, dass sie noch die schmutzigen Handschuhe trug, hielt sie inne. »Halt es fest, aber warte. Mach es noch nicht auf.«

Ehrfürchtig nahm Olivia das karierte Stoffbündel aus dem schmutzigen Öltuch. Inara raffte das Öltuch und die Zeitungen eilig zusammen und warf sie samt der Handschuhe in den Mülleimer unter dem Waschbecken. Dann wusch sie sich die Hände und eilte zurück zum Tisch, wo ihre Schwester ihr den Schatz überreichte.

Sorgfältig schlug Inara den Stoff zurück und strich jede einzelne Falte glatt, bis er ganz auf dem Tisch ausgebreitet war. »Das ist ein Arbeitshemd für Männer.«

»Woher hatte Dahlia denn ein Arbeitshemd für Männer?«

Dann fiel ihr Blick auf das Objekt, dem das Hemd Schutz geboten hatte.

Es war weder Gold noch Schmuck noch ein Geheimnis,

doch Inara zweifelte keinen Augenblick daran, dass es ein wahrer Schatz war. Zu einem Rechteck von der Größe ihrer Hand zusammengefaltet, lag vor ihnen ein Stück blaue Seide, die mit bunten Fäden in komplizierten Mustern bestickt war.

Sehr langsam und sehr behutsam hob sie den zarten Stoff von dem Arbeitshemd und faltete ihn auseinander. Sobald er vollständig ausgebreitet war, konnte sie ihn nur staunend betrachten. Auch Olivia war sprachlos.

Es war ein Ärmel. Ein einzelner langer Ärmel mit einer seltsam geformten Manschette. Das Teil war von dem Kleidungsstück abgeschnitten worden, zu dem es einst gehört hatte. Das Faszinierende war, dass jeder Zentimeter des Ärmels leuchtend bunte Stickereien trug, Bilder so detailliert wie Gemälde.

Inara wusste nichts über Textilien oder die Kunst des Nähens, doch selbst sie sah, dass dieser Ärmel nicht bloß irgendein Stück Kleidung war, sondern ein Kunstwerk.

»Was glaubst du, was das ist?«, fragte sie ihre Schwester, ohne eine Antwort zu erwarten. Sie kniff die Augen zusammen und hielt den Stoff mal in die eine und mal in die andere Richtung zum Licht, um zu erkennen, was die Bilder darstellten und von was für einem Kleidungsstück er stammen könnte.

»Warum sollte Dahlia einen Ärmel unter der Treppe verstecken?« Olivia beugte sich vor, um ihn genauer in Augenschein zu nehmen. Inara rückte etwas zur Seite, damit sie ihr nicht im Licht stand und die Bilder noch besser sehen konnte.

Die Szene, die die Stickereien darstellten, schien sich um ein großes Dampfschiff zu drehen, das auf stürmischer See unterwegs war. Überall um das Schiff herum schwammen

Menschen; vielleicht waren es auch Meeresgeschöpfe wie Seejungfrauen.

Etwas entfernt von dem Dampfschiff, weiter unten am Ärmel, entdeckte Inara eine männliche Gestalt in einem winzigen Boot, die eine gelbe Lampe hochhielt.

»Vielleicht hat nicht Dahlia ihn versteckt, sondern jemand lange vor ihr«, sinnierte Inara. »Duncan Campbell ist oft nach Asien gefahren. Vielleicht hat er mal ihm gehört.«

Der Stoff hatte eindeutig etwas Asiatisches. Wie japanische oder chinesische Gemälde, die sie in Museen gesehen hatte. Eingesponnen in die Szene konnte sie sogar etwas erkennen, was aussah wie asiatische Schriftzeichen.

»Vielleicht ist er kostbar, besonders wenn wir auch noch den Rest des Kleidungsstücks irgendwo entdecken.«

»Kostbar oder nicht, warum schneidet jemand einen Ärmel ab und versteckt ihn unter der Treppe? Das ist doch vollkommen widersinnig.« Inara ließ sich auf einen Stuhl plumpsen. »Und was mach ich jetzt damit?«

Olivia setzte sich auf den Stuhl neben sie und neigte leicht den Kopf. »Ich schätze mal, er gehört dir, also ist das deine Entscheidung.«

Inara betrachtete das gestickte Schiff. So faszinierend es auch war, irgendetwas warnte sie doch, den Ärmel einfach wieder unter die Treppe zu stopfen und zu vergessen.

2

SONNTAG, 7. FEBRUAR 1886 – VOR TAGESANBRUCH
SEATTLE, WASHINGTON TERRITORY

Gepolter und Gebrüll weckten Mei Lien, doch in dieser Stadt des Glücksspiels, des Alkohols und des Opiums wunderte sie sich nicht über den nächtlichen Lärm. Sie drehte sich in dem schmalen Bett, das sie mit der Großmutter teilte, auf die andere Seite und zog die kratzige Decke bis zum Hals hoch, um die feuchte Kälte abzuwehren, die in dieser Jahreszeit ständig herrschte. Gerade als Mei Lien wieder eindöste, rief unter ihrem Fenster eine Männerstimme auf Chinesisch: »Sie kommen!«

Mei Lien murrte nur leise, um die Großmutter nicht zu wecken, stieg vorsichtig aus dem Bett und zog den Jutesack, der als Vorhang diente, zur Seite. Durch wabernden Nebel blickte sie hinunter in die matschige Straße.

Drei Männer in *sam fu*, der hüftlangen chinesischen Jacke, die oft seitlich geschlossen und über weiten Hosen getragen wurde, kamen vom Hafen her die Straße hochgerannt. Unter den schwarzen Käppchen schlängelten sich ihre langen dunklen Zöpfe heraus. Einer von ihnen stolperte, und die anderen beiden zogen ihn hoch, ohne stehen zu bleiben. Immer wieder blickten sie sich mit weit aufgerissenen Augen und angespannten Gesichtern um.

Mei Lien schüttelte den Kopf. Wann würden die Brüder Yeung endlich lernen, beim Kartenspiel nicht mehr zu betrügen? Dauernd handelten sie sich Ärger ein, und dann

mussten sie fliehen und den Vater oder Mr. Chin bitten, für ihre Schulden aufzukommen.

Sie zog den Vorhang wieder zu und beschloss, aufzustehen und den Tag zu beginnen. Dann griff sie nach dem langen Baumwollstreifen, den sie alle Tage trug, um ihre Brust flach zu drücken. Inzwischen hatte sie Gänsehaut vor Kälte, und mit flinken Fingern wickelte sie sich den Streifen straff um den Oberkörper und stopfte die Enden fest.

Mit ihren siebzehn Jahren war Mei Lien bereits älter als ihre Mutter bei der Hochzeit mit ihrem Vater. Als die Mutter bei ihrer Geburt gestorben war, war sie erst achtzehn gewesen. Mei Lien wusste, dass ihr Vater schon eine Weile daran dachte, eine Ehe für sie zu arrangieren, doch sie hatte kein Interesse daran. Nur allzu gern half sie vormittags dem Vater im Laden und stickte nachmittags mit der Großmutter. Sie wollte die beiden niemals verlassen.

Inzwischen war sie hellwach. Sie würde rasch das Feuer unten im Herd schüren und sich mit einem Morgentee wärmen. Möglichst leise schob sie die vor Kälte steifen Beine in die weite Baumwollhose, *fu*, zog darüber die lange Jacke, *sam*, und setzte die Kappe auf. Diese Kleidung überzeugte alle, die ihr auf den Straßen von Seattle begegneten, dass sie ein Junge war. Als Junge konnte sie sich ungehindert in der Stadt bewegen und ihrem Vater helfen, Bestellungen auszuliefern. Als Junge wurde sie weder von einsamen chinesischen Junggesellen belästigt noch von neugierigen Weißen. Die so gewonnene Freiheit hatte ihr erlaubt, Englisch zu lernen, sodass sie Neuigkeiten und Klatsch aufschnappen und mit nach Hause bringen konnte, für die Großmutter, die sich allerdings immer noch grämte, dass Mei Lien kein braves chinesisches Mädchen war.

Mei Lien schlüpfte in ihre flachen Schuhe und band ein Stück rote Schnur um das Ende ihres Zopfes, der ihr bis zur Taille über den Rücken hing. Diese Schnur war das einzige Zugeständnis an ihre Weiblichkeit, das sie sich erlaubte, denn daran nahm niemand Anstoß, jetzt schon gar nicht. Rot war die Farbe des Glücks. Wie alle Chinesen in Seattle hatte auch sie im Stillen die ganze Woche lang das chinesische Neujahrsfest gefeiert. Dazu wurden Schriftzeichen für doppeltes Glück vor den Eingängen aufgehängt und rote Kerzen angezündet, um die Ahnen zu ehren und Dämonen zu verjagen. Vor drei Abenden hatte sie mit der Großmutter hier oben am Fenster gegessen und gejubelt, als die Brüder Yeung bis spät in die Nacht Knallkörper abgebrannt hatten.

Immer noch fröstelnd lief sie die steile Stiege hinunter, die in den Raum hinter Vaters Laden mit der willkommenen Herdwärme führte. Die Herdklappe quietschte, als Mei Lien sie öffnete. Dieses Geräusch würde ihrem Vater signalisieren, dass der Morgen gekommen war. Schnell schob Mei Lien Holzscheite in den Bauch des Herdes, stellte den wartenden Kessel auf die Herdplatte und trat dann an den Hausaltar, wo sie Kerzen und Räucherwerk anzündete und den Ahnen flüsternd ihren Respekt bekundete. Heute war der dritte Tag des neuen Jahres, einem Jahr des Hundes, und der Vater hatte ihr eine der eingelegten Pflaumen versprochen, die er für die Festlichkeiten bestellt, aber nicht verkauft hatte.

Bei dem Gedanken an die süße, weiche Pflaume lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Wenn sie sich mit der Hausarbeit beeilte, schenkte der Vater ihr die Frucht vielleicht schon, bevor sie den Laden öffneten.

Ihre erste Arbeit war das Zubereiten der Morgenmahl-

zeit. Mei Lien bewegte sich durch den kleinen Raum und holte das Glas mit eingelegtem Kohl und Zwiebeln, um den Reis und die Brühe darunterzumischen, die vom Abendessen am Vortag übrig waren. Gerade als sie alles in einen Topf auf dem heißen Herd löffelte, kam von der Ladenfront ein Wummern, unmittelbar gefolgt von ängstlichen Rufen. Mei Lien erinnerte sich sofort an die drei Brüder, die angstvoll die Straße hochgerannt waren. Wie erstarrt hielt sie inne, um zu horchen, konnte die Worte aber nicht verstehen und nicht einmal hören, ob es Englisch oder Chinesisch war. Doch allein der Tonfall ließ sie den Holzlöffel fester packen und die Luft anhalten, während sie weiter angestrengt lauschte.

Durch die dünnen Holzwände klang es, als würde eine aufgebraute Menschenmenge näher kommen.

Und da begriff Mei Lien.

Auch wenn sie es nicht begreifen wollte. Nein. Das konnte nicht sein. Nicht hier. Nicht jetzt.

Den Reislöffel noch in der Hand öffnete sie behutsam die Verbindungstür zwischen dem Wohnbereich der Familie und dem dunklen Ladenraum. Durch das Fenster, das auf die Washington Street hinausging, sah sie eine Menge weißer Männer, die Schusswaffen und anscheinend auch Knüppel trugen. Einige hatten Laternen dabei, aber der Morgenhimmel warf schon genügend Licht auf den Mob. Während Mei Lien noch nach draußen schaute, löste sich ein Weißer in dem schwarzen Anzug und Hut eines Geschäftsmanns aus der Menge und kam an die abgeschlossene Ladentür. Unter dem Namenszug, der auf die Glasscheibe gemalt war, schienen seine schwarzen Augen sie direkt anzustarren. Kalte Angst ließ Mei Lien zusammenfahren. Der Griff des Holzlöffels grub sich in ihre Handfläche.



Kelli Estes

Die Seideninsel

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48430-0

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2016

Als Inara Erickson die alte Villa ihrer Tante erbt, kehrt sie nach Jahren wieder auf Orcas Island im Nordwesten der USA zurück. In ihrer Kindheit hatte sie hier ihre Sommer verbracht, ohne zu ahnen, welches Geheimnis das Haus hütete. Nun aber entdeckt Inara unter einer losen Treppenstufe ein seltsames Stück Stoff, kunstvoll mit chinesischen Stickereien bedeckt. Sie scheinen von einer Frau zu erzählen, die im 19. Jahrhundert auf der Insel lebte. Fasziniert beschließt Inara, deren Geschichte zu entschlüsseln, und kommt so dem Schicksal der Chinesin Mei Lien auf die Spur. Doch je mehr sie sich damit befasst, umso tiefer dringt sie in ein dunkles Geheimnis ihrer Familie ein. Bis sie vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens steht ...



[Der Titel im Katalog](#)